



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die christliche Mission in China

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Versöhnung zwischen seiner wissenschaftlichen Überzeugung und seinen Herzenswünschen suchend, sich in der Hoffnung wiegt, daß sich Frankreich zu der empfohlenen Seelenruhe bequemen und sich „aus demographischen Rücksichten“ in die Lage der Dinge schicken und auf die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen verzichten werde. Die bitteren Wahrheiten, die Levassieur seinen Landsleuten vorhält, die ernststen Mahnungen, die in den Zählungsergebnissen der letzten Jahre liegen, werden wohl nicht imstande sein, Frankreich zu der Überzeugung zu bekehren, daß es auf dem Wege sei, das Programm einer „problematischen Natur“ zu verfolgen, die Wollen und Können nicht in Einklang bringen kann. Freilich werden noch Jahre vergehen, bis Frankreich durch die Störungen im Aufbau der Altersklassen genötigt sein wird, seine Machtentfaltung einzuschränken. Frankreich nähert sich erst den Schranken, die durch die Zahlen gebildet werden; dann bleibt noch immer der Wettstreit zwischen den Völkern, die ihre Steuerkräfte und die finanzielle Leistungsfähigkeit, daneben Opfermut und nationale Begeisterung messen. Deutschland würde einen großen Fehler begehen, wenn es aus den vorliegenden Zahlen voreilige Schlüsse zöge.

Einstweilen aber können wir uns des Gegensatzes freuen, den die eiteln Phrasen des zweiten Kaiserreichs und die Redensarten der rachedurstigen Maulhelden der Neuzeit zu den schlichten, ernstesten Geständnissen des Akademikers Levassieur bilden.



Die christliche Mission in China

Schanghai, Oktober 1892



ie immer noch nicht ganz beendete, außergewöhnlich umfangreiche Bewegung gegen die Missionen in China hat das Interesse des Abendlandes für die Missionsbestrebungen der christlichen Kirchen im großen Reiche der Mitte wachgerufen. Man fragt sich: was ist von ihnen gethan worden, und was für Erfolge haben sie aufzuweisen? Außerhalb der unmittelbar beteiligten Kreise ahnen wohl nur wenige Menschen, welche Unsummen von Geld und geistiger Kraft die katholische Kirche seit Jahrhunderten und die evangelische seit Jahrzehnten zur Bekehrung der Chinesen angewendet hat. In den Annalen dieser Mission finden sich die glänzendsten Beispiele von Thatkraft, Entsagung und Opfermut der Sendboten, von glaubensstarker Treue der Bekehrten bis in den Tod, aber auch viel verfehrt angefangne Werke und nutzlos aufgewandte Mühe. Daß im ganzen

der Erfolg hier so gering ist, wie vielleicht sonst nirgends auf der Erde, vermögen die Missionare selbst nicht zu leugnen. Sie lassen sich aber nur höchst ungern auf eine Besprechung dieser fatalen Thatsache ein und können vollends auch die unbefangenste und unparteiischste Kritik ihres Thuns gar nicht vertragen. Wir selber müssen doch am besten wissen, wie es zu machen ist; wie könnt ihr unheiligen Menschenkinder euch überhaupt unterstehen, darüber urtheilen zu wollen! So ungefähr ist oft genug die Tonart, mit der man den Kritikern begegnet.

Für eine dichtgedrängte Bevölkerung wie die chinesische, mit ihren Tausenden und Abertausenden von armen und ärmsten Personen, von hartgeplagten Kulis, die sich den ganzen Tag lang schinden und placken müssen, um doch nur in schmutzigen und dumpfen Hütten ein elendes Dasein zu führen, von Blinden, Lahmen, Ausfägigen und andern stets dem Hungertode nahen Kranken, für alle solche Mühseligen und Beladenen sollte doch das Evangelium hier ebenso gut eine Quelle des Trostes werden können wie in andern Ländern. Wenn dies nicht in dem Maße der Fall ist, wie man erwarten sollte, so müssen besondere Gründe dafür vorhanden sein, und die Darlegung dieser Gründe im Anschluß an eine kurze geschichtliche Darstellung ist der Zweck dieser Zeilen.

Schon im Anfange des sechsten Jahrhunderts, also in einer Zeit, wo weite Strecken des heutigen Deutschlands noch von keines Missionars Fuß betreten worden waren, kamen die ersten Sendboten der neuen Lehre nach China. Es waren dies nestorianische Mönche aus Konstantinopel. Über diesen ersten Versuch der Christianisirung Chinas ist wenig bekannt, und die kargen Angaben, die sich darüber bei den abendländischen Kirchenhistorikern finden, würden vielleicht in das Reich der Fabel verwiesen werden, wenn uns nicht wenigstens ein christliches Monument aus jener Zeit in China selbst erhalten geblieben wäre, die berühmte nestorianische Tafel aus dem Jahre 781. Diese Tafel ist schon um ihrer selbst willen, aber noch mehr wegen der begleitenden Umstände eins der merkwürdigsten Denkmäler, die es giebt, denn nur sie allein, ganz allein, legt auf chinesischer Seite Zeugnis davon ab, daß schon zu jener frühen Zeit christliche Gemeinden in China bestanden haben. Sonst ist alles, was noch Kunde davon gegeben haben mag, weggewischt bis auf die letzte Spur. Die Tafel, die aus grobem Marmor besteht, wurde im Jahre 1625 in Sigan-fu, der Hauptstadt der Provinz Schensi, aufgefunden und ist auch jetzt noch dort, eingefügt in eine Backsteinmauer. Der eingegrabne, ziemlich lange Text ist selbst für gelehrte Chinesen schwer verständlich; aus den Kommentaren und Uebersetzungen ergiebt sich aber mit Gewißheit, daß die Nestorianer damals großen Anhang in China gehabt haben müssen. Am Kopf der Tafel befindet sich unter einer Art Baldachin ein Kreuz und unmittelbar darunter der Titel der Inschrift: Tafel zum Preise der Verbreitung der erhabnen Religion in China, mit einer Vorrede; verfertigt von King Tsching, einem

Priester der syrischen Kirche. Am Schluß steht eine Ode, die so beginnt: Der wahre Gott ist ohne Anfang, tief, unsichtbar und unveränderlich; mit seiner Macht und Fähigkeit, zu vollenden und zu verändern, schuf er Himmel und Erde.

Auch Marco Polo erwähnt die Nestorianer oft und spricht besonders von zwei Kirchen in Tschinkiang und von einer in Hangtschau. Es ist aber sehr fraglich, ob sie damals noch viel von der ursprünglichen Reinheit ihrer Lehre bewahrt haben können, weil sie seit dem Emporkommen des Muhammedanismus von der Mutterkirche in Syrien abgeschnitten waren. Allmählich sind sie dann ganz verschwunden, und jetzt giebt nichts mehr unmittelbare Kunde von ihnen als nur die eine Tafel.

Den gewaltigen Bemühungen der römischen Kirche, das Christentum im fernen Reich der Mitte anzupflanzen, wird auch von protestantischer Seite die Achtung nicht versagt. Einmal waren ihre Sendboten nahe am Siege, aber gerade da ließ die Kurie, berauscht von den großen Erfolgen, ihre sonst so gewohnte Vorsicht außer acht, indem sie zu früh in Angelegenheiten, deren Regelung sich die Kaiser selbst vorbehalten wollten, mit ihrem bekannten *Non possumus* kam. Dadurch wurden dann die Herrscher vor den Kopf gestoßen, und fast alles ging wieder verloren. Hätten sich die katholischen Missionare stets ausschließlich auf die Verbreitung ihrer Lehre beschränkt, so würde jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach ein großer Teil des chinesischen Volkes römisch-katholischer Konfession sein.

Papst Nikolaus IV. war der erste, der am Ende des dreizehnten Jahrhunderts eine dauernde Mission in China errichtete; Johann von Montecorvino hieß der erste Missionar, der sich dort niederließ. Er wurde von Kublai Khan freundlich aufgenommen und hatte bald solche Erfolge, daß ihn der Papst zum Erzbischof ernannte und ihm sieben Suffraganbischöfe schickte. Als aber die Mongolen im Jahre 1368 aus China vertrieben wurden, werden ihnen die meisten Anhänger beider christlichen Kirchen nach Westen gefolgt sein und dort ging dann die römische Richtung ebenso im Buddhismus und Muhammedanismus unter wie die nestorianische.

Mehr als zwei Jahrhunderte hindurch wurden dann von Rom aus keine weiteren Anstrengungen zur Bekehrung der Chinesen gemacht, was bei dem damaligen Verfall des Papsttums nicht Wunder nehmen kann. Aber bei dem abermaligen Erstarken wurden alsbald mit großer Energie die alten weltumspannenden Pläne wieder aufgenommen. Zu derselben Zeit, wo in Deutschland während der Gegenreformation ein Stück gut protestantischen Landes nach dem andern wieder an die römische Kirche fiel, setzte diese auch im Reiche der Mitte neue Hebel an. Der Jesuitenpater Matteo Ricci landete im Jahre 1580 in Macao, und bald darauf gelang es ihm, für sich und seinen Begleiter Michael Roger vom Gouverneur der Provinz Kwangtung die Erlaubnis zur

Niederlassung in seiner Hauptstadt Tschau-king-fu (jetzt ist Kanton Hauptstadt) zu erwirken. Die Art und Weise, wie die beiden Patres ihr Gesuch begründeten, ist ein so echt jesuitisches Stück, daß es hier angeführt zu werden verdient. Staunend haben wir, sagten sie, mit unsern eignen Augen gesehen, daß das himmlische Reich noch weit prächtiger ist als sein Ruf, und haben nun kein größeres Verlangen, als unsre Tage hier zu beschließen; wir bitten deshalb um die Erlaubnis, uns ein Haus und eine Kirche zu bauen, damit wir in Ruhe nachdenken und beten können, was in dem geräuschvollen Macao nicht möglich ist. Da die frommen Väter verstanden es auch hier meisterhaft, sich anzubequemen, das muß man ihnen lassen. Sowie sie bemerkten, einen wie übeln Eindruck die Verehrung einer Frau bei den Chinesen machte, wurde sofort überall das Bild der heiligen Jungfrau entfernt und durch das des Heilands ersetzt.

Im Jahre 1601 ging Ricci nach Peking, wo ihm seine umfangreichen Kenntnisse und seine angenehmen Umgangsformen bald die Gunst des Kaisers und viele Anhänger erwarben. Von da an haben die Jesuiten über hundert Jahre lang fast immer eine sehr angesehene Stellung am chinesischen Hofe eingenommen, besonders unter dem Kaiser Kang-hi (1661 bis 1723), einem der bedeutendsten Herrscher, die der Orient jemals hervorgebracht hat. Die Patres verstanden sich aber auch auf alles: sie gossen dem Kaiser Kanonen, sie machten ihm richtige Kalender, und sie nahmen das ganze eigentliche China trigonometrisch auf. Die von ihnen gebrauchten astronomischen Instrumente, darunter ein schöner, großer Himmelsglobus aus Bronze, sind noch jetzt auf der Stadtmauer von Peking zu sehen, und die 1708 bis 1718 von zehn Jesuiten bewerkstelligte Vermessung des ganzen Landes bildet noch immer die Grundlage für alle Karten von China, weil die Verhältnisse seitdem niemals so günstig gewesen sind, eine Wiederholung dieser Riesenarbeit zu erlauben.

In den letzten Lebensjahren des Kaisers Kang-hi trat aber doch schon allzusehr das Bestreben des päpstlichen Stuhles hervor, den christlichen Chinesen mehr Vorschriften zu machen, als sich mit der kaiserlichen Würde vertrug. Es war die alte Geschichte vom Kampfe zwischen Krone und Tiara, aber diesmal verlor die Tiara ausnahmsweise das Spiel. Der Nachfolger Kang-his erließ schon 1724 die erste und später noch mehrere Verordnungen gegen die Christen, dadurch ging den Jesuiten bald jeder Einfluß verloren, und die Zahl der christlichen Chinesen verminderte sich rasch. Seitdem behaupteten sich die katholischen Missionen unter mannichfachen Verfolgungen im ganzen nur mühsam, bis die von England und Frankreich in unserm Jahrhundert erzwungne Eröffnung des Landes eine Änderung hervorbrachte. Jetzt ist das ganze Reich unter die verschiedenen geistlichen Orden verteilt; es wirken in den Missionsstationen 530 ausländische Priester, und die Zahl der zum Katholizismus bekehrten Chinesen ist 525 000 — kein sonderlicher Erfolg, wenn man die langen und unermüdblichen Anstrengungen der Kirche, sowie die große Begabung und

Opferwilligkeit ihrer Sendboten berücksichtigt. In Peking giebt es außerdem auch eine Mission der griechischen orthodoxen Kirche mit einigen Anhängern.

Der erste in China wirkende protestantische Missionar war Robert Morrison, der im Jahre 1807 von der Londoner Missionsgesellschaft abgesandt wurde. Er hat sich dadurch für immer einen Namen gemacht, daß er zuerst die ganze Bibel ins Chinesische übersezte und im Auftrage der ostindischen Handelsgesellschaft das erste große chinesisch-englische Wörterbuch zusammenstellte, bei den geringen ihm zu Gebote stehenden Hilfsmitteln wahrlich keine kleinen Arbeiten. Das eigentliche Missionswerk kam jedoch vor den vierziger Jahren, wo dem Verkehr mit den Ausländern fünf Häfen geöffnet wurden, nicht über geringe Anfänge hinaus. Seitdem ist aber die Zahl der Stationen beträchtlich gewachsen; in Südchina giebt es auch einige deutsche. Im ganzen wirken in China ungefähr 1300 ausländische protestantische Missionare und Missionarinnen,*) die 37000 einheimische Anhänger und Schüler haben. Mit sehr vielen Stationen sind Hospitäler verbunden, worin die Kranken natürlich unentgeltlich aufgenommen und gepflegt werden; sie haben sehr segensreich gewirkt.

Die katholische Kirche hat aber jetzt, wenigstens was die bloße Zahl der Befehrten anlangt, ungleich größere Erfolge zu verzeichnen, als die protestantische. Teilweise liegt das einfach an der weit längern Wirkungsdauer ihrer Missionen. Da aber, wie wir gesehen haben, gewaltige Rückschläge nicht ausgeblieben sind, so kann das nicht der alleinige Grund sein. Ein andrer liegt tiefer. Es zeigt sich auch hier wieder, daß die katholische Religion, oder besser gesagt der katholische Kultus, für barbarische oder halb zivilisirte Völker weit größere Anziehungskraft hat, als die protestantische Lehre. Die römische Kirche hat diesen Vorteil auch in China mit gewohnter Klugheit zu benutzen verstanden. Sie geht im Gegensatz zu den meist ganz schroff auftretenden Protestanten in behutsamster Weise vor und schonet die Gebräuche des Volkes so viel wie möglich. Wir wollen ein bezeichnendes Beispiel anführen. Es ist bekannt, wie viel die Chinesen auf den Ahnenkultus geben. In den Häusern der Wohlhabenden giebt es eine eigne Halle und bei den Ärmern einen Schrein, zur Aufbewahrung der Tafeln mit den Namen der verstorbenen Vorfahren. Vor diesen Tafeln werden täglich Weihrauch und geweihtes Papier verbrannt, während zu den Geistern der Verstorbenen gebetet wird. Ferner findet im April das Fest der Gräberreinigung statt: dann ziehen, ähnlich wie in katholischen Ländern am Allerseelentage, die Chinesen, gekleidet in weiße

*) Darunter sind 316 unverheiratete Missionarinnen. Wird eine Anzahl von ihnen einer Station im Innern zugeführt, so können sie einen männlichen Begleiter nicht entbehren, und dazu wird oft ein unverheirateter gewählt. Die Chinesen halten dies für höchst unschicklich, aber die zuständige Mission, die China Inland Mission, kehrt sich nicht daran, was schon viel Anstoß erregt hat.

Trauergewänder, in langen Zügen aus den Städten aufs Land, um die Gräber ihrer Angehörigen zu reinigen und zu den Geistern zu beten. Zum Schluß wird ein langer roter, mit einem Stein beschwerter Papierstreifen auf den Grabhügel gelegt, zum Zeichen, daß sich jemand darum bekümmert hat und er also nicht umgepflügt werden darf. An diese Feier schließen sich dann häusliche Festlichkeiten an, wobei eine harmlose Fröhlichkeit herrscht. Diese Jahrtausende alten Sitten werden vom höchsten Beamten so gut wie vom ärmsten Kuli beobachtet, und bei aller sonstigen unter den Chinesen üblichen Duldsamkeit oder Gleichgültigkeit in religiösen Dingen läßt man doch hieran nur sehr ungern rühren. Was thut da nun die römische Kirche? Sie ist zufrieden, wenn sie zunächst erreicht, daß auf der den Namen des Verstorbenen tragenden Tafel irgendwo ein Kreuz angebracht wird, und läßt dann den Sohn vor dieser Tafel ruhig seine Andacht weiter verrichten. Ganz anders verfahren die Protestanten. In schroffer Weise bekämpft die große Mehrzahl von ihnen gerade diesen dem Chinesen so überaus theuern Gebrauch. So als auf einer in Schanghai abgehaltenen Versammlung von protestantischen Missionaren Dr. Martin, einer ihrer bedeutendsten Köpfe und ein ausgezeichnete Sinologe, den Vorschlag zu machen wagte, man solle in der Beurteilung des Ahnenkultus etwas milder sein und ihn nicht so ganz ohne weiteres verdammen, da lautete die Erwiderung, auf die Besprechung eines solchen Vorschlags könne man sich nicht einlassen.

Auf protestantischer Seite pflegt gesagt zu werden: Und wenn die römische Kirche auch tausendmal mehr Bekenner in China aufzählen könnte als wir, so würden wir doch nichts darauf geben, weil für uns ein einziger innerlich wirklich bekehrter Chinese mehr wert ist als hundert, die nur äußerlich das Christentum annehmen, wie bei den Katholiken. Dieser Einwand läßt sich hören. Leider fehlen an den meisten Stellen die richtigen Männer, die eine solche innerliche Bekehrung ins Werk setzen könnten. Die meisten sind Jansenisten, die es durch ihr verkehrtes Auftreten bald mit den Chinesen verderben. Wenn man den Ahnenkultus durchaus nicht dulden zu dürfen glaubt, so sollte man doch wenigstens so viel Klugheit haben, nicht fortwährend dagegen zu wettern und so die Chinesen von vornherein gründlich abzustößen. Das ist aber noch nicht das Schlimmste. Noch unvernünftiger ist es, daß nicht wenige protestantische Missionare, anstatt ihre Schüler erst langsam vorzubereiten und ihnen dann einfach das Evangelium zu verkünden, gleich so schwierige Lehren wie z. B. die von der Gnadenwahl vortragen, obgleich die Zuhörer wahrscheinlich noch niemals in ihrem Leben einen abstrakten Gedanken zu fassen versucht haben. Aber so lange das protestantische Sektenwesen so bleibt, wie es jetzt ist, wird hierin wohl kaum auf Änderung zu hoffen sein. Je kleiner die Sekten sind, desto eifriger, aber auch desto engherziger pflegen gewöhnlich ihre Anhänger zu sein; das, was sie von dem Rest der Christenheit trennt, und

sei es auch für unbefangne Laien ganz lächerlich unwichtig, wird als Eckstein betrachtet, von dem aus alles religiöse Wirken, also auch die Bekehrung der Chinesen einzig und allein ausgehen könne. Solche Sekten in England und Amerika sehen dann hauptsächlich darauf, ob einer, der sich für die Mission meldet, ihrer Lehre aufrichtig ergeben ist; ob er auch die geeigneten Fähigkeiten für sein schweres Amt hat, wird fast niemals gehörig in Betracht gezogen. Es soll nun durchaus nicht behauptet werden, daß es hier gar keine protestantischen Missionare von weiterm Blick gäbe; gewiß, man findet prächtige Menschen unter ihnen, mit denen jeder gern verkehrt, weil sie infolge ihrer höhern geistigen Schulung die Engherzigkeit des von vielen eingenommenen Sektenstandpunktes einsehen. Aber bei der großen Menge ihrer Amtsbrüder fehlt es leider fast ganz an dieser so nötigen geistigen Schulung.

Die ziemlich starke Zersplitterung in der protestantischen Mission hat schließlich dazu geführt, von Zeit zu Zeit große Versammlungen zur Besprechung der wichtigsten Fragen abzuhalten. Unzweifelhaft wird dadurch auch manches Gute erreicht werden, weil man im großen und ganzen das Bestreben hat, die Gegensätze auszugleichen. Nur leiden die Besprechungen auf diesen Versammlungen an einer gewissen Einseitigkeit. Während man nämlich das Thun und Treiben der Missionare gründlich genug erörtert, werden die Eigenschaften des Operationsfeldes selbst kaum gestreift. Dies kommt aber einfach daher, daß sicherlich drei Viertel aller protestantischen Missionare vom Confucianismus nur eine sehr oberflächliche Kenntnis und vom Buddhismus kaum eine Ahnung haben. Unter deutschen Theologen würde so etwas natürlich undenkbar sein, aber die englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften sind eben andrer Ansicht: sie getrauen sich Festungen einzunehmen, ohne daß sie selbst oder ihre Truppen einen Begriff von der Beschaffenheit und Stärke dieser Festungen haben. Da kann man sich über so viele Mißerfolge natürlich nicht wundern. Die vielen glänzenden Ausnahmen von der Regel, litterarisch und wissenschaftlich hochgebildete Leute, werden es wahrscheinlich selbst am meisten bedauern, daß so viele ihrer Mitarbeiter sehr wenig von der nötigsten Bildung besitzen.

Unter allen solchen Schwierigkeiten hat die Mission der katholischen Kirche nicht zu leiden. Da ist die straffste, einheitlichste und zugleich klügste Leitung der Welt, die immer für den jeweiligen Zweck die passendsten Werkzeuge auszuwählen versteht. Kein unbefangener Laie hier in China bestreitet, daß die große Menge der katholischen Missionare ihren protestantischen Kollegen weit überlegen ist. Und doch sind auch ihre Erfolge nicht bedeutend, obgleich ihnen der Umstand, daß sie dem Aberglauben und den Sitten des Volkes nur mit großer Vorsicht entgegentreten, viel nützt. Wie kommt das?

Da sich jetzt allmählich das Urteil über die Ursache der letzten großen Unruhen geklärt hat, so kann auf die eben gestellte Frage die bestimmte Antwort

gegeben werden: so wichtig auch noch manche andre Gründe sein mögen, der Hauptgrund für die langsame Ausbreitung des Christentums in China ist doch in politischen Umständen zu suchen. Als die Missionare beiderlei Konfession vor dreißig Jahren ihren sehnlichen Wunsch, sich in ganz China niederlassen zu dürfen, erfüllt sahen, da war es begreiflich, daß nicht nur die enthusiastischen, sondern auch manche nüchterne Köpfe unter ihnen eine baldige große Zunahme in der Zahl der Bekehrten zu sehen hofften. Aber es wurde ihnen nach und nach sehr viel Wasser in ihren Wein gegossen, und jetzt wird ziemlich allgemein zugegeben, daß man beim letzten Friedensschluß lange nicht vorsichtig genug in der Behandlung dieser schwierigen Frage gewesen ist. Der weitaus größten Zahl der — auf ihre Weise — gebildeten Chinesen und der Beamten ist nämlich die mit Gewalt ertrugte Anwesenheit der Fremden im Reiche der Mitte noch immer ein Dorn im Auge. In den Häfen läßt man sich die Ausländer zwar noch gefallen, weil sie dort hauptsächlich Handel treiben und dadurch die Zolleinkünfte vergrößern helfen. Aber daß man die Missionare auch allenthalben im Innern dulden soll, diese Bille haben die höhern Klassen noch immer nicht recht hinunterzuschlucken verstanden, wie die gelegentlichen Volksausbrüche beweisen. Ja wenn sie, wie in früherer Zeit, erst höflichst um Erlaubnis bitten müßten, dann wäre die Sache anders. Aber einfach sagen zu können: jetzt wollen wir uns hier niederlassen, um zu predigen — das ist doch ein unerhörter Zustand!

Die Volksausbrüche sind nichts weiter als der Ärger der sogenannten Litteraten, also der führenden Klassen, über die Anwesenheit der Missionare, der sich von Zeit zu Zeit auf diese Weise Luft macht. Ohne aufgehetzt zu sein, würden sich die ruhigen Chinesen schwerlich jemals an den Missionaren vergriffen haben. Die ganze Schmutzlitteratur, die im vorigen Jahre so viel Aufsehen erregte, ist das Werk von gebildeten Chinesen, deren höchste Autorität Confucius ist. Leider kommt ihnen dabei die massenhafte Verteilung von unverkürzten chinesischen Bibeln zur Hilfe. Die katholische Kirche ist auch hierin vorsichtiger, und nicht mit Unrecht, denn aus manchen Stellen der protestantischen Bibel und besonders aus der willkürlichen Auslegung des Kardinalpunktes des ganzen Christentums, der Gottheit Christi, schmieden die Angreifer ihre gefährlichsten Pfeile. Dazu kommt, daß die gesamte klassische Litteratur Chinas keinen einzigen Satz enthält, den man nicht unbedenklich in jedem deutschen Familientreise vorlesen könnte: eine merkwürdige Thatsache bei einem Volke von sonst so unreiner Denkungsart. Schwerlich aber würden sich die Chinesen allein wegen sittlicher Vorwürfe, die den Missionaren gemacht werden, sonderlich gegen sie aufregen lassen, denn dazu sind sie, wie alle Orientalen, viel zu nachsichtig in solchen Sachen, wenigstens so lange die eigne Familie aus dem Spiele bleibt. Diese in unsern Augen so schweren Vorwürfe sind vielmehr für die Chinesen nichts andres als anmutige Arabesken

um die Hauptbeschuldigungen, nämlich daß die Missionare Kinder stöhlen und ähnliche Schandthaten ausübten. Dergleichen hat dann natürlich schon eine bedenklichere Wirkung auf die ungebildete Menge. Der Vorwurf des Kinderstehlens ist sehr alt und leicht erklärlich, weil dies Verbrechen in manchen Gegenden wirklich so oft vorkommt, daß man in einsam liegenden Dörfern in beständiger Angst davor lebt. Da nun die katholische Mission überall Findel- und Waisenhäuser errichtet, liegt der Verdacht, die vermißten Kinder wären hinter den Mauern dieser Häuser verschwunden, so nahe, daß er von böswilliger Seite nicht schwer zu erregen ist. Weit sonderbarer aber ist es, daß bei einem sonst so nüchternen und praktischen Volke wie den Chinesen der finsterste Aberglaube Platz findet, und daß selbst sehr hochstehende Männer nicht frei davon sind! Es ist das einer der merkwürdigen Gegensätze, die im Charakter der Chinesen unvermittelt neben einander liegen. Als kürzlich im Westen wieder einige Missionsstationen beunruhigt wurden, stellte sich heraus, daß das Volk der felsenfesten Überzeugung war, die Missionare hätten, aus Unwillen über das langsame Wachstum ihrer Gemeinde, mit einem großen Zauberbesen die Wolken vom Himmel gefegt und dadurch die anhaltende Dürre verursacht.

Wie ist nun dem jetzigen unsichern Zustande ein Ende zu bereiten? Die Frage ist sehr schwer zu beantworten. Freilich, wenn die Gesandten der in Peking vertretenen Mächte nur fest zusammenhielten, dann könnten sie alles durchsetzen. Ja — wenn! Im Sommer vorigen Jahres haben wir ja gesehen, wie bald die mühsam hergestellte Einigkeit wieder in die Brüche ging. Der einzige Weg, der sicher Erfolg verspräche, wäre ein längerer Druck aller Gesandten auf die höchsten chinesischen Beamten. Dadurch würden diese gezwungen werden, nicht allein Erlasse zum Schutze der Missionen zu veröffentlichen, sondern auch strengstens, nötigenfalls mit ausländischer Hilfe, auf die Befolgung ihrer Befehle zu halten. In frühern Zeiten, als bei ausgebrochenen Unruhen die Kanonen der hier anwesenden fremden Kriegsschiffe nicht nur zum Bangemachen, sondern zuweilen auch zum Schießen gebraucht wurden, hat eine solche Lektion immer den heilsamsten Einfluß gehabt.

Da aber nur selten auf diese Einigkeit und Energie gerechnet werden kann, so bleibt nichts andres übrig, als daß die fremden Konsuln immer und immer wieder alle Mandarinen und andern gebildeten Chinesen, mit denen sie in Berührung kommen, auffordern, sich recht oft selbst über das Wirken der Missionare zu unterrichten und sich mit eignen Augen von dem Wohlbefinden der Missionszöglinge zu überzeugen. Auf diese Weise ist vielleicht mit der Zeit etwas zu erreichen. Viele werden es allerdings einfach für eine Sisyphusarbeit erklären, die Chinesen von ihrem Aberglauben abbringen zu wollen, und manchmal möchte allerdings selbst der größte Optimist daran verzweifeln, so z. B. wenn er lesen muß, der in Tientsin wohnende Bizekönig Li Hung-tschang

habe in einer Eingabe nach Peking das heurige Auftreten ungeheurer Heuschreckenschwärme damit erklärt, daß sich in diesem Sommer die Krabben am Strande des Gelben Meeres in Heuschrecken verwandelt hätten!



Erinnerungen an Eothar Bucher

Von Bruno Bucher

3



Das öffentliche Wirken Buchers gliedert sich in drei streng getrennte Perioden. Bekannt wurde er als Parlamentsredner, dann folgten zwölf Jahre publizistischer Thätigkeit, endlich „tauchte er unter,“ wie gesagt worden ist, im Auswärtigen Amte. Jede Periode hat ihren eignen Stil.

Einen Oppositionsredner aus den Jahren 1848 und 1849 versteht man nur aus der Geschichte des vorausgegangnen Jahrzehnts. Von den zwanziger Jahren an und vollends seit 1830 war der französische Konstitutionalismus das Ideal der Liberalen in Deutschland. Als Arndt in Deutschland seines Lebens nicht sicher war, flüchtete er zu den stammverwandten Schweden. Nach der Julirevolution gingen die Unzufriednen oder Geächteten nach Paris auf die hohe Schule der Politik, und wer im Lande geblieben war, empfing wenigstens von dort seine geistige Nahrung. Es gab eine Zeit, wo Börne sozusagen wie ein Prophet oder Kirchenvater verehrt und der sonst vergötterte Heine wegen seines Buches über Börne in den Bann gethan wurde. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Vierten übernahm Königsberg eine Zeit lang die Führung in der politischen Bewegung — die geistige Hauptstadt Deutschlands nannte es 1843 Friedrich Ludwig Zahn in meiner Gegenwart, fünf Jahre später dachte er anders! Und es ist wohl der Beachtung wert, daß es neben Börne und Heine nun Männer wie Johann Jacoby und Ludwig Walesrode waren, aus deren Schriften und Reden sich Stimmung und Ansichten verbreiteten. Zu der dialektischen Schärfe und dem Wize, mit dem das bestehende beleuchtet wurde, kam aber noch die rhetorische Poesie und gab dem unklaren Drange nach neuen großen Dingen Ausdruck. Man thut den meisten Mitgliedern der verschiedenen konstituierenden Versammlungen schwerlich Unrecht mit der Annahme, daß sie aus solcher Schule vor allem die Lösung mitbrachten: Es muß alles anders werden! Wie? das wird sich schon finden. So erklärte ein Hauptredner der Paulskirche nach seiner Wahl in aller Naivität, er könne nun nicht mehr das Präsidium im demokratischen